

Katie Worth

# falsch beschuldigt

**Wo immer wir sind, hinterlassen wir genetische Spuren – sogar an Gegenständen, die wir niemals berührt haben. Das stellt die juristische Verwertung von DNA-Spuren vor größere Probleme, als gerne behauptet wird.**

Der Text wurde zuerst von The Marshall Project in Zusammenarbeit mit PBS und Wired veröffentlicht. Die vorliegende deutsche Fassung ist leicht gekürzt.

Übersetzung ins Deutsche: Thomas Uwer

Das Original kann nachgelesen werden unter <https://www.themarshallproject.org/2018/04/19/framed-for-murder-by-his-own-dna>

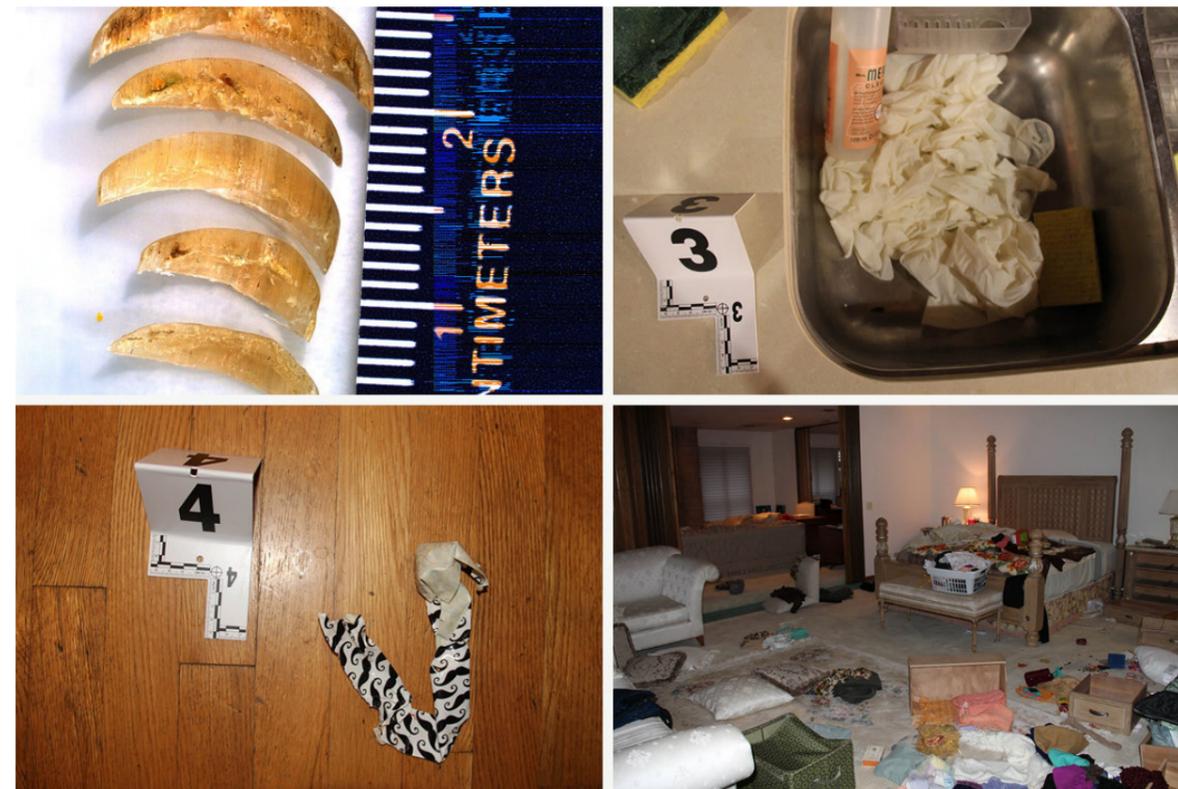
Als ihm die Ergebnisse der DNA-Analyse vorlagen, glaubte selbst Lukis Anderson, er könnte es gewesen sein. »Ich trinke ganz schön viel«, erklärte er seiner Verteidigerin Kelley Kulick, als er sie in einem leeren Vernehmungssaal des Gefängnisses von Santa Clara County, Kalifornien traf. Manchmal soviel, dass er die Erinnerung verlor. Es war also durchaus möglich, dass er etwas getan hatte, woran er sich nicht erinnerte. »Also, vielleicht war ich es ja.«

Kulick sagte, er solle schweigen. Wenn sie ihren Mandanten vor der Todeszelle bewahren wollte, dann sollte er nicht umherlaufen und solche Dinge sagen. Aber sie musste zustimmen: Es sah nicht eben gut aus für Anderson.

Lukis Anderson, der Mann, den man des Mordes beschuldigte, war alkoholkrank und obdachlos. Mit 26 Jahren hatte er bereits ein langes Vorstrafenregister und lebte auf der Straße in Downtown San Jose von Almosen, die er erbettelte. Das Mordopfer, Raveesh Kumra, ein 66-jähriger Investor, hingegen lebte in Monte Sereno, einer Enklave des Silicon Valley, etwa zehn Meilen von San Jose und eine ganze soziale Welt von Lukis Anderson entfernt.

\* Bild: Fotografien des Tatorts: v.l.n.r. Raveesh Kumra's Fingernägel; Latexhandschuhe im Spülstein; das verwüstete Schlafzimmer der Kumras; Klebeband mit aufgedruckten Schnaubärchen.

Fotos: San Mateo County Crime Laboratory & Los Gatos-Monte Sereno Police Department



Dort war am 29. November 2012 eine Gruppe Männer gegen Mitternacht in Kumras 650-Quadratmeter Villa eingedrungen. Kumra, der im Wohnzimmer CNN schaute, wurde überwältigt, mit einem Klebeband, auf das kleine Schnaubärchen gedruckt waren, gefesselt und geknebelt, ihm wurden die Augen verbunden. Seine Lebensgefährtin, Harinder, die im Schlafzimmer im Obergeschoss schlief, wurde geschlagen und wie Raveesh gefesselt. Dann durchwühlten die Eindringlinge das Haus. Nachdem sie endlich wieder verschwunden waren, gelang es Harinder, sich trotz verbundener Augen bis in die Küche zu tasten und von dort den Notruf 911 zu wählen. Zuerst erschien die Polizei, dann ein Rettungswagen. Ein Sanitäter stellte den Tod Raveesh Kumras

fest. Wie der Gerichtsmediziner später bestätigte, war er an dem Klebeband erstickt. Dreieinhalb Wochen später wurde Anderson verhaftet. Seine DNA hatte sich unter den Fingernägeln des Getöteten befunden. Die Polizei ging daher von einem Kampf zwischen Anderson und Kumra aus, als dieser gefesselt wurde.

Anderson wurde des Mordes beschuldigt, Kulick als seine Pflichtverteidigerin (Public Defender) bestellt. Während sie sich die Ergebnisse der DNA-Analyse anschauen, versuchte Anderson sich einen Reim zu machen auf ein Verbrechen, das begangen zu haben er sich beim besten Willen nicht erinnern konnte.

\* Bild: Sgt. Erin Lunsford vom Los Gatos-Monte Sereno Police Department leitete die Ermittlungen im Kumra-Fall.  
Foto: Carlos Chavarria / The Marshall Project

»Nee, nee, nee. Solche Sachen mache ich nicht... Aber vielleicht habe ich es ja doch getan.«

»Lukis, halt den Mund«, erwiderte Kulick. »Lass uns einfach auf Pause drücken, bis wir die Beweise überprüft haben und wissen, womit wir es wirklich zu tun haben.«

Womit sie zu tun hatten, war, auch wenn es noch Monate dauern sollte, bis jemand das herausfand, dass Lukis Andersons DNA unter die Fingernägel eines toten Mannes geraten war, dem er selbst niemals begegnet ist.

In den 80er Jahren, als die forensische DNA-Analyse noch in den Kinderschuhen steckte, brauchte es noch einen ordentlichen Klecks Körperflüssigkeit – Blut, Sperma oder Spucke –, um daraus ein verwertbares DNA-Profil zu identifizieren. Das änderte sich 1997, als der australische Forensiker Roland van Oorschot die Fachwelt mit einem kurzen Aufsatz über »DNA Fingerprints from Fingerprints« in Aufregung versetzte, in dem er die Möglichkeit beschrieb, DNA nicht nur aus Körperflüssigkeiten, sondern bereits aus jenen winzigen Spuren zu gewinnen, die eine kurze Berührung hinterlässt. Weltweit begannen Ermittler nun, Tatorte nach allem zu untersuchen, worauf ein mutmaßlicher Täter seine Kontakt-DNA hinterlassen haben könnte. Weniger beachtet blieb, was van Oorschot in seinem Aufsatz ebenfalls beschrieb: Dass sich bei den Untersuchungen auch die DNA von Personen auf Gegenständen fand, die diese niemals berührt hatten. Nur wenige Institute, darunter van Oorschots Labor, untersuchten in den folgenden Jahren dieses als »secondary transfer« bezeichnete Phänomen. Sie fanden heraus, dass eine DNA-Spur, wenn sie einmal in der Welt ist, nicht zwingend dort bleibt, wo sie ursprünglich hinterlassen wurde.

Bei einem der Experimente, die van Oorschot durchführte, wurden Versuchspersonen an einen Tisch gesetzt und teilten sich einen Krug Saft. Nach 20 Minuten Unterhaltung und Safttrinken wurden Abstrichproben von ihren Händen, den Stühlen, dem Tisch, dem Krug und den Gläsern genommen. Der Saftkrug war von allen Probanden wenigstens einmal berührt worden. Entsprechend fanden sich praktisch von allen DNA-Spuren am Griff des Kruges. Obwohl sie sich nicht gegenseitig berührt hatten, fanden sich bei einem Drittel von ihnen Spuren der DNA anderer Probanden auch an den Handinnenflächen. Auf einem Drittel der Gläser wurden DNA-Spuren von Probanden nachgewiesen, die diese Gläser weder angefasst, noch aus ihnen getrunken hatten. Zusätzlich fand sich auch noch »fremde« DNA, die keinem der Probanden zugeordnet werden konnte. Diese »Fremd-DNA« fand sich auf etwa der Hälfte der Stühle und Gläser sowie an allen Händen und auf der Tischplatte. Die einzige Erklärung war: Die Versuchsteilnehmer hatten unwillentlich »fremde« DNA mitgebracht – möglicherweise von einem Kuss am Morgen, von einem Fremden, mit dem sie sich gemeinsam am Haltegriff im Bus festhielten oder von dem Kellner, der ihnen den Nachmittagskaffee serviert hatte.

Tatsächlich ist das Ergebnis wenig überraschend: Wir alle hinterlassen unzählige DNA-Spuren, wo immer wir auch sind. Im Durchschnitt verliert ein Mensch pro Tag etwa 50 Millionen Hautzellen. Der Strafverteidiger Erin Murphy hat in dem Buch »Inside the Cell« beispielhaft errechnet, das eine durchschnittliche Person innerhalb von nur zwei Minuten genügend Hautzellen verliert, um damit ein gesamtes Fußballfeld zu bedecken. Wir versprühen ständig Spucke, die voller DNA ist. Wenn wir nur für 30 Sekunden still stehen und sprechen, kann unsere DNA noch mehr



als einen Meter entfernt nachgewiesen werden, mit einem beherzten Nieser verteilen wir sie auf einer ganzen Wand. Um eine Vorstellung vom Ausmaß der DNA-»Belastung« unserer Umwelt zu bekommen, untersuchten niederländische Wissenschaftler 105 »öffentliche« Gegenstände – Treppengeländer, Türgriffe an öffentlichen Toiletten, Griffe von Einkaufskörben, Münzen. An 91 Prozent der Gegenstände fand sich die menschliche DNA von mitunter einem halben Dutzend unterschiedlicher Personen. Selbst an eher intimen Stellen, wie die Achselhöhlen von Hemden, fand sich fremde DNA.

DNA ist also beweglich. Und das hat weitreichende Folgen für die Forensik. Wenn Spuren unserer DNA ohne weiteres auch an einen Tatort übertragen werden können, den wir selbst niemals aufgesucht haben, laufen wir dann nicht alle Gefahr, potentiell zu Verdächtigten zu werden? Hinzu kommen viele weitere Fehlerquellen: Komplexe Mischungen von DNA-Profilen können falsch interpretiert werden, Wahrscheinlichkeiten werden mitunter fehlerhaft berechnet und Analysegeräte weit über ihre eigentlichen Möglichkeiten hinaus eingesetzt. Der technische Fortschritt hat zwar einige dieser Probleme gelöst, das Problem der »secondary DNA« aber wurde durch immer genauere Analysemethoden nur verschlimmert.

\* Bild: Lukis Anderson wurde des Mordes an Raveesh Kumra beschuldigt, nachdem seine DNA unter den Fingernägeln des Getöteten gefunden wurde.  
Foto: Carlos Chavarria / The Marshall Project

Jede neue Generation forensischer Analyseinstrumente ist immer noch genauer, d.h. noch kleinere Spuren und Spurenreste können untersucht werden. Eine winzige Anzahl von Zellen reicht heute bereits aus, Personen mittels der DNA-Analyse zu identifizieren. Das Problem ist nur, dass eine winzige Spur auch erheblich leichter »wandert«, als bspw. ein großer Fleck Körperflüssigkeit.

Die wissenschaftliche Literatur zum Thema, Interviews mit führenden Forensikern und die Durchsicht tausender Seiten Gerichts- und Polizeiakten im Zusammenhang mit dem Fall Raveesh Kumra zeigen: Das Problem der »secondary DNA« ist in der Lage, das Vertrauen in das angeblich zuverlässigste Ermittlungsinstrument des Strafjustizsystems grundlegend zu erschüttern. Und dennoch befassen sich nur wenige kriminaltechnische Labore weltweit regelmäßig und umfassend mit genau diesem Problembereich. Ein Grund dafür ist sicherlich, dass die DNA-Analyse als der am wenigsten fehlerhafte Bereich der Forensik gilt. Und das ist noch nicht einmal falsch: Die DNA-Analyse ist derzeit das genaueste Instrument forensischer Forschung. Dank der DNA-Analyse wurden etliche zu Unrecht Inhaftierte entlastet, die aufgrund deutlich ungenauerer und fehleranfälligerer forensischer Beweismittel verurteilt worden waren. Außerdem wurden bislang nur wenige Fälle veröffentlicht, in denen eine DNA-Spur ursächlich für eine Falschbeschuldigung war. Dennoch ist die forensische DNA-Analyse nicht perfekt. Solange sich Forensiker aber nicht intensiv mit möglichen Fehlerquellen befassen, meint der britische Kriminalforensiker Peter Gill, bleiben Ausmaß und Folgen des »Nicht-Perfekten« im Dunkeln. Gill hegt wenig Zweifel daran, dass seine Disziplin, die sich zugute hält, Verbrechen zu lösen, auch für fehlerhafte Verurteilungen verantwortlich ist. »Das Problem ist, dass wir

nicht danach suchen«, meint Gill. »Auf jedes Fehlurteil, das entdeckt wird, kommt bestimmt ein Dutzend, das nie entdeckt werden wird.«

Das Telefon hatte bereits fünf Mal geklingelt.

»Sind Sie wach?«, fragte die Frau aus der Telefonzentrale.

»Yeah«, log Cpl. Erin Lunsford.

»Sind Sie wieder voll im Dienst oder noch im Schongang?« Es war schon zwei Wochen her, dass Lunsford an Krücken ging, aber es war 2.15 Uhr in der Frühe und draußen regnete es in Strömen. Möglicherweise war ein Baum umgekippt, der polizeilich abgesichert werden musste.

»Schongang«, sagte Lunsford der Aufzeichnung zufolge daher.

»Oh«, sagte die Telefonistin, »dann will ich nicht stören.«

»Warum?«, fragte Lunsford. »Weshalb rufen Sie an?«

»Wir haben hier einen Hauseinbruch mit einem 187er« – was im Polizeijargon soviel heißt, wie Mord.

»Verdammt, ist das Ihr Ernst?« Jetzt wachte Lunsford auf.

Die letzten 15 Jahre als Polizist hatte er beim Los Gatos/Monte Sereno Police Department verbracht, einer Behörde, bei der 38 Beamte über zwei verschlafene Kleinstädte wachen. Langsam aber sicher hatte er sich nach oben gearbeitet und bearbeitete nun meist Fälle vom Büro aus, das meiste davon Eigentumsdelikte. Los Gatos, eine wohlhabende Schlafstadt für Leute, die ihr Geld im Silicon Valley verdienen, kam auf nicht mehr als ein Tötungsdelikt alle drei oder vier Jahre. Monte Sereno, ein noch verschlafenerer Vorort des verschlafenen Los Gatos, hatte kein einziges Tötungsdelikt in zwanzig Jahren gesehen.

Lunsford zog sich an und fuhr zum Tatort. Durch den Novemberregen konnte er die Blaulichter mehrerer Streifenwagen vor einer gemauerten Einfahrt erkennen. In der Auffahrt stand ein Rettungswagen und blinkte still vor sich hin.



Dahinter lag die Villa der Kumras in voller Beleuchtung. Lunsford wurde die Leitung der Untersuchung übertragen. Der verantwortliche Wachtmeister vor Ort führte ihn durchs Haus. Schubladen waren geleert worden, Akten lagen auf dem Boden verstreut, in der Toilette schwamm ein Mobiltelefon, auf das jemand uriniert hatte, alle zehn Sekunden gab der Kühlschrank einen Alarmton von sich, um darauf hinzuweisen, dass die Türe offenstand. Raveeshs schwerer Körper lag verkrümmt auf dem Fußboden nahe der Küche, die Augen noch immer verbunden. Schließlich erschien eine Mitarbeiterin der Gerichtsmedizin und ließ Kumras Leiche fortschaffen. Lunsford folgte ihr zum Leichenschauhaus.

Ein Arzt entkleidete die Leiche, nahm Proben und schnitt Fingernägel zur Beweissicherung.

Lunsford kannte Raveesh als wohlhabenden Geschäftsmann und früheren Miteigner eines lokalen Konzertsaals. Ein oder zweimal war er in die Villa der Kumras gerufen worden – Familienstreitigkeiten, erinnerte er sich. Außerdem war er ihm in »Goguen's Last Call« begegnet, einer Bar, in der Kumra Stammgast zu sein schien und in die Lunsford wegen irgendeiner Schwierigkeit gerufen worden war. Kumra war ein umgänglicher Typ, der gerne eine Runde ausgab, der »inoffizielle Bürgermeister« der Stadt, wie Lunsford ihn nannte. In den folgenden Tagen würde Lunsford von

Leuten, die die Kumras kannten, weiter erfahren, dass Raveesh Kontakt zu Prostituierten pflegte. Er und seine Frau hatten sich etwa 2010 nach mehr als 30 Jahren Ehe scheiden lassen, lebten aber weiterhin gemeinsam in der Villa. Während Lunsford noch an der Autopsie teilnahm, durchkämmte ein Team von Ermittlern die Villa und sammelte Beweisstücke ein, die kleineren in Umschläge, die größeren in braune Papierbeutel. Mehr als 100 solcher Beutel nahmen sie mit.

Ermittler, die speziell zur Spurensuche an Tatorten eingesetzt werden, kennt die Kriminalistik bereits seit der französische Arzt und Jurist Edmond Locard vor mehr als einem Jahrhundert das sog. »Locardsche Prinzip« forensischer Spurensuche formulierte: Jeder Täter bringt etwas an einen Tatort und nimmt etwas von dort mit. Van Oorschots Entdeckung einer DNA-Spur durch reine Berührung ist gewissermaßen der zeitgenössische Beleg für die Richtigkeit der Locardschen Behauptung. Wie schon zu Locards Zeiten suchten die Ermittler im Fall Kumra nach Spuren, die der oder die Täter am Tatort hinterlassen hatten: Fingerabdrücke, Fußspuren, Haare. Im Unterschied zu ihren historischen Vorgängern aber richtete sich ihr Interesse vor allem auf Gegenstände, die der mögliche Täter lediglich *berührt* haben könnte.

Dessen sind sich Täter mitunter sehr wohl bewusst. Eine kanadische Studie von 2013, in deren Rahmen 350 Tötungen im Zusammenhang mit Sexualdelikten untersucht wurden, kommt zu dem Schluss, dass etwa ein Drittel der Täter scheinbar bemüht war, keine DNA-Spur zu hinterlassen, bspw. indem sie ihr Opfer auf »sauberere« Weise töteten, als bspw. durch Schläge oder Würgen, beides Begehungsweise, bei denen sie mit hoher Wahrscheinlichkeit genetische Spuren hinter-

lassen würden. Das funktioniert: Fälle mit derart »forensisch bewussten« Tötungen konnten lediglich zu etwa 50 Prozent gelöst werden, gegenüber 83 Prozent in Fällen weniger achtsam begangener Tötungsdelikte.

Auch im Falle Raveesh Kumras waren sich die Täter der Möglichkeiten forensischer Spurensuche offenkundig bewusst, wenn auch sehr oberflächlich. So trugen sie während des gesamten Einbruchs Latexhandschuhe; diese Handschuhe fanden sich aber nass und voller Seife im Spülstein der Küche, so als habe man versucht, mögliche DNA-Spuren zu entfernen. Thanee Nelson Mehmet, Mitarbeiterin des lokalen kriminaltechnischen Instituts, führte in den Wochen nach der Tat dutzende DNA-Analysen an den am Tatort gefundenen Beweisstücken durch. In den meisten Fällen fand sie lediglich DNA-Profile, die mit jenen von Raveesh und Harinder Kumra übereinstimmten. Doch an einigen wenigen Beweisstücken, u.a. an den Handschuhen, gelang es Mehmet eine Handvoll anderer DNA-Profile nachzuweisen. Ein Abgleich mit der DNA-Datenbank verhafteter oder verurteilter Personen ergab drei Treffer, alle aus der näheren Umgebung. Die Spur des 22-jährigen DeAngelo Austin fand sich auf dem Klebeband, mit dem Kumra geknebelt wurde, diejenige des 21-jährigen Javier Garcia an den Latexhandschuhen; unter den Fingernägeln des Getöteten letztlich fand sie Spuren des DNA-Profils des 26-jährigen Lukis Anderson.

Ausgehend von diesen DNA-Treffern gelang es Lunsford, eine ganze Reihe weiterer Indizien zu sammeln, die auf Austin und Garcia hinwiesen: Beide stammten aus Oakland, aber eine Auswertung ihrer Mobiltelefone und eine Funkzellenabfrage ergaben, dass sie sich in der Tatnacht in der Nähe von Monte Sereno aufgehalten hatten. Das Polizeiregister ergab zudem, dass Austin einer Gang zugerechnet wurde, die man für eine ganze Reihe von Einbrüchen verantwortlich hielt. Den besten Hinweis fand er aber über Austins Schwester, eine 32-jährige Prostituierte namens Katrina Fritz, die, wie sich herausstellte, über Jahre regelmäßigen Kontakt zu Raveesh Kumra

• Bild: Strafverteidigerin Kelley Kulick wurde Lukis Anderson als Pflichtverteidigerin beigeordnet (Public Defender).  
Foto: Carlos Chavarria / The Marshall Project



hatte. Ihre Mobiltelefonnummer fand sich auf Kumras Rechner. Bei einer Vernehmung gestand sie ein, ihrem Bruder einen Plan des Hauses gegeben zu haben.

Bei Anderson stellten sich die Ermittlungen indes schwieriger dar. Telefondaten, die seinen Aufenthalt in der Nähe des Tatorts belegten, existierten nicht. Auch wurde er nicht mit einer Gang in Verbindung gebracht. Aufmerksamkeit erregte hingegen etwas anderes: Anderson war bereits verurteilt worden – wegen Einbruchsdiebstahls. Und schließlich fand Lunsford doch eine Verbindung: Im Jahr vor der Tat verbüßte Anderson eine Freiheitsstrafe in einem Gefängnis, in dem zur gleichen Zeit auch ein Freund des Beschuldigten Austin einsaß, ein junger Mann namens Shawn Hampton. Hampton war unter der Auflage aus der Haft entlassen worden, eine elektronische

Fußfessel zu tragen. Die Bewegungsdaten des Gerätes zeigten, das Hampton zwei Tage vor der Tatnacht nach San Jose gefahren war. Für Downtown San Jose waren mehrere Zwischenstopps verzeichnet, in etwa dort, wo sich Anderson üblicherweise aufhielt. Für Lunsford kristallisierte sich eine Theorie heraus: Wenn Austin einen Einbruch plante, benötigte er einen Komplizen, der sich in der Gegend auskannte und Erfahrung mit Einbrüchen hatte. Den Kontakt zu diesem Komplizen stellte Hampton her, der Anderson aus dem Knast gekannt haben konnte.

Anderson war zwischenzeitlich wieder einmal in Haft, weil er Bewährungsauflagen verletzt hatte. Dort suchten ihn Lunsford und sein Vorgesetzter, Sgt. Mike D'Antonio, auf. Der Aufzeichnung der Vernehmung zufolge fragte Lunsford:

• Bild: Einfahrt der Kumra-Villa in Monte Sereno, Kalifornien.  
Foto: Carlos Chavarria / The Marshall Project

»Kommt Ihnen dieser Mann hier bekannt vor?  
Wie sieht es mit der Frau hier aus?«

Dabei legte er Bilder der Kumras auf dem Tisch aus.

»Keine Ahnung, Mann«, entgegnete Anderson.

»In Ordnung. Und was ist mit dieser Frau hier?«  
Lunsford legte ein Bild von Andersons Mutter auf den Tisch. »Wissen Sie wer das hier ist?«

Anderson schwieg.

Dann legte Lunsford den Auszug der DNA-Analysedatei vor, der die Übereinstimmung zwischen Andersons DNA und derjenigen bestätigte, die man unter den Fingernägeln Kumras gefunden hatte.

»Na? Klingelt es jetzt bei Ihnen?« »Ich denke, Sie hatten nicht damit gerechnet, dass jemand zuhause war«, sagte Lunsford.

»Und ich glaube«, ergänzte D'Antonio, »dass die Sache dann weiter ging, als Du erwartet hast.«

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden, Sir«, erwiderte Anderson.

Lunsford:

»Doch das tun Sie. Sie haben sich die Fotos nicht einmal richtig angesehen. Das einzige Bild, das Sie sich genauer angeschaut haben, ist das Ihrer Mutter.«

D'Antonio: »Lukis, Lukis, Lukis, ich habe keine Kristallkugel, mit der ich die Wahrheit sehen kann. Die kennst nur Du. Aber in all den Jahren, die ich das hier schon mache, habe ich noch nicht einen DNA-Treffer gesehen, der nicht stimmte.«

Anderson befand sich bereits mehr als einen Monat als Beschuldigter eines Tötungsdelikts in Untersuchungshaft, als ein Mitarbeiter seiner Pflichtverteidigerin ihr einen Stapel Unterlagen auf den Tisch legte: »Schau Dir das bitte an. Am besten jetzt gleich.«

Es handelte sich um Andersons medizinische Akten. Weil zu befürchten stand, dass der Fall in einer Verurteilung zum Tode enden könnte, hatte Kulick ihren Mitarbeiter beauftragt, alles über Andersons Krankengeschichte herauszufinden, das notfalls strafmildernd wirken könnte. Ander-

son hatte einen großen Teil seiner Kindheit auf der Straße verbracht. Im frühen Erwachsenenalter wurden eine psychische Störung und Diabetes attestiert. Außerdem hatte er über die Jahre eine schwere Alkoholsucht entwickelt. Einst war er, im Zustand der Volltrunkenheit, aus einer Parklücke auf die Straße gewankt und von einem Lieferwagen erfasst worden. Anderson überlebte den Unfall, litt seitdem aber unter regelmäßigem Gedächtnisverlust. Seine Erinnerungslücken erstreckten sich mitunter über mehrere Tage.

Dennoch war sein Leben nicht völlig trostlos. Anderson war kontaktfreudig und fand schnell Freunde. Er hatte Humor und lachte gerne. Andere fanden ihn sympathisch. Seine Bekannten auf der Straße schauten nach ihm, ebenso wie ein paar Ladeninhaber der Gegend, die ihn von der Straße her kannten. Kulick und ihr Mitarbeiter befragten die Leute der Gegend nach ihm. Alle schüttelten nur den Kopf: Lukis mochte ein Säufer sein, aber ein Mörder sei er sicher nicht. Sein Vorstrafenregister legte dasselbe nahe. Es war prall gefüllt mit geringfügigen Vergehen: Trunkenheit in der Öffentlichkeit, Radfahren unter Alkoholeinfluss, Verstöße gegen Melde- und Bewährungsaufgaben. Und auch die einzig ernsthaftere Verurteilung, der Einbruch, der auch Lunsfords Aufmerksamkeit erregt hatte, entpuppte sich bei genauerer Überprüfung als eher harmlos. Dem Polizeibericht zufolge hatte Anderson im Vollrausch das Fenster eines Wohnhauses eingeschlagen und versucht hineinzukriechen. Der verängstigte Bewohner hatte ihn einfach wieder rausgeschoben und die Polizei gerufen. Als diese eintraf, fand sie Anderson blutend und verwirrt auf dem Gehweg. Obwohl nichts gestohlen wurde, hatte man ihn wegen Einbruchdiebstahls verurteilt und Anderson hatte keinen Widerspruch eingelegt. Auf diese Weise geriet sein DNA-Profil auch in die Datenbank des Staates Kalifornien.

Die medizinischen Unterlagen zeigten weiter, dass Anderson regelmäßiger Gast der Notaufnahme verschiedener Krankenhäuser war. Zuletzt wurde er mit einem Rettungswagen in der Notaufnahme des Valley Medical Center eingeliefert, wo man einen Vollrausch kurz vor der Grenze zur Bewusstlosigkeit diagnostizierte. Der Blutal-



koholtest ergab, dass er etwa 21 Bier getrunken haben musste. Über Nacht nüchterte er aus und konnte bei seiner Entlassung am nächsten Morgen wieder halbwegs gerade gehen. Datiert war der Bericht auf den 29. November. Wenn das stimmte, dann lag Lukis Anderson volltrunken im Krankenhaus als Raveesh Kumra an einem Knebel aus Klebeband erstickte.

Kulick erinnert sich, ihren Mitarbeiter angestarrt zu haben. Sie hatte schon mit einigen Alibis zu tun gehabt, die nur einen Teil der fraglichen Zeit abdeckten oder schwer nachweisbar waren. Dies hier aber war praktisch ein ärztliches Attest. Und sie erinnert sich an den Schrecken, der ihr in die Glieder fuhr: »Zu wissen, dass Du einen völlig unschuldigen Mandanten hast, dem möglicherweise

die Todesstrafe droht, ist wirklich beängstigend. Da hat man Angst vor jedem kleinen Fehler.«

Kulick war klar, dass Lunsford und die Staatsanwaltschaft nach etwas suchen würden, um das Alibi zu entkräften: Vielleicht stimmte das Datum nicht. Vielleicht hatte jemand einfach Andersons Namen benutzt. Oder es lief mehr als ein Lukis Anderson betrunken durch San Jose. Um sicher zu gehen, rekonstruierte sie daher den Tag vor der Tatnacht. Sie fand heraus, dass ein 7-Eleven-Mitarbeiter um 19.45 Uhr die Polizei alarmiert hatte, weil Anderson in dem Laden Kunden anbettelte. Bevor eine Polizeistreife eintraf, war er bereits weitergezogen. Vier Blocks weiter östlich tauchte er dann vor einem Supermarkt wieder auf.

Wie der Verkäufer Kulick gegenüber aussagte, hatte sich Lukis gegen 20.15 Uhr vor der Tür des Ladens zum Trinken niedergelassen. Er war bereits stark angetrunken und wurde immer betrunkenener. Ein paar Stunden später wankte er dann ins Ladeninnere und brach in einem Gang zwischen Lebensmittelregalen zusammen. Der Verkäufer alarmierte die Notrufzentrale. Zuerst traf ein Streifenwagen der Polizei ein, dann ein Rettungswagen des San Jose Fire Departments. Der Rettungssanitäter kannte Anderson bereits. Er habe ihn schon so oft auf der Straße aufgelesen, sagte er Kulick, dass er Andersons Geburtsdatum bereits auswendig kenne. Die Sanitäter hievten Lukis Anderson auf eine Bahre und fuhren ihn in das nächstgelegene Hospital. Den Unterlagen der Notaufnahme zufolge wurde Anderson dort um 22.45 Uhr eingeliefert. Der zuständige Arzt bestätigte, dass Anderson die gesamte Nacht über nicht aus dem Bett aufgestanden sei. Harinder Kumra aber hatte ausgesagt, dass die Männer, die Raveesh getötet hatten, irgendwann zwischen 23.30 Uhr und 1.30 Uhr am nächsten Morgen im Haus gewesen seien.

Kulick nahm den Telefonhörer zur Hand und wählte die Nummer der Staatsanwaltschaft. Sie wollte ein Treffen – mit dem Staatsanwalt und mit Lunsford.

2008 machten deutsche Ermittler Jagd auf das »Phantom von Heilbronn«. Über das »Phantom«, ein Serienmörder und Dieb, war bekannt, dass es Migranten ermordet hatte und eine Polizistin, einen Edelsteinhändler ausgeraubt und einen Keks in einem Wohnwagen zerkrümelt hatte, in den es eingebrochen war. Die Polizei machte grenzüberschreitend Jagd auf das Phantom, lobte eine hohe Belohnung aus und investierten gut 16.000 Stunden Fahndungsarbeit in den Fall. Dennoch gelang es ihnen nicht, auch nur ein Muster für die Verbrechen und die Vorgehensweise des Phantoms zu identifizieren, außer dem, dass es die immer gleiche DNA an etwa 40 Tatorten in Deutschland, Frankreich und Österreich hinterlassen hatte.

Zuguterletzt fand man das Phantom doch: eine ältere polnische Arbeiterin in einer der Fabriken, in denen die Wattestäbchen produziert werden, mittels derer man forensische DNA-Spuren an Tatorten sicherstellt. Ihre DNA war versehentlich bei der Produktion auf die Spureenträger geraten. Die Ermittler der Polizei wiederum hatten auf der Suche nach dem Phantom Dutzende Tatorte mit ihrer eigenen DNA kontaminiert. Tatort-Kontamination, also das ungewollte Einschleppen von DNA-Spuren durch diejenigen, die den Tatort nach DNA-Spuren untersuchen, ist die bekannteste Form des DNA-Transfers. Nachdem Lunsford, der Ermittler im Falle Kumra, sich die Beweise der Verteidigerin Kulick angeschaut und selbst überprüft hatte, war er überzeugt, einen Unschuldigen eingesperrt zu haben. Der Grund, so seine Annahme damals, war eine Tatort-Kontamination.

Wie der Fall des »Phantom von Heilbronn« zeigt, kann die Kontamination mit fremder DNA bereits erfolgen, lange bevor das Beweisstück im untersuchenden Kriminallabor landet. Der britische Forensiker Gill wies in einer Studie von 2016 auf Dreiviertel der am Tatort verwendeten Instrumente von Ermittlern DNA-Spuren nach – auf Kameras, Maßbändern, Handschuhen etc. Diese Gegenstände können problemlos DNA von einem Tatort zum nächsten transportieren. Das Kontaminierungsrisiko setzt sich fort, wenn ein Beweisstück im Labor eintrifft. So haben Forensiker Streu-DNA selbst in den reinsten Bereichen ihres Labors gefunden.

Weil sie vermuteten, diese DNA könnte über die Handakten der Ermittlung eingeschleppt worden sein, wurden 20 Akten untersucht. Auf 75 Prozent der Akten wurde DNA nachgewiesen von Personen, die persönlich niemals mit der Akte in Berührung gekommen waren.

Im Fall Anderson ordnete die Staatsanwaltschaft eine Untersuchung an, fand aber keine Hinweise auf einen fehlerhaften oder unvorsichtigen Umgang in den Kriminallaboren. Überprüft wurde auch, ob Andersons DNA in anderen Fällen gefunden wurde, die das Labor untersucht hatte und auf diese Weise in den Kumra-Fall transferiert wurde. Auch dies stellte sich als unzutreffend heraus. Eine zweite Theorie besagte, dass Raveesh Kumra und Lukis Anderson auf andere Art kurz vor der Tat miteinander in Kontakt gekommen waren und auf diese Weise Andersons DNA unter die Fingernägel des Getöteten geraten war. »Wir sind überzeugt, sagte der Deputy District Attorney Kevin Smith einem Reporter des San Francisco Chronicle, dass sich die Wege der beiden gekreuzt haben – wir wissen nur nicht, ob dies 24, 48 oder vielleicht sogar 72 Stunden vor der Tat geschah.«

Mittlerweile gibt es einen kleinen Stapel an Studien dazu, wie DNA wandert. Wenn bspw. ein Mann jemandem die Hand schüttelt und im Anschluss die Toilette aufsucht, kann die DNA der anderen Person dann auf seinen Penis gelangen? (Ja.) In wievielen Fällen hinterlässt eine Person eine deutliche DNA-Spur, wenn sie eine andere an den Handgelenken fasst? (40 Prozent.) Und, von besonderer Relevanz für den Fall Lukis Anderson, wieviele von uns laufen herum mit der DNA anderer Personen unter den Fingernägeln? (Eine/r von fünf.) Ob jemandes DNA von einem Ort zu einem anderen transferiert – und dort gefunden – wird, hängt von einer ganzen Reihe von Faktoren ab: der Menge (zwei transferierte Zellen werden mit geringerer Wahrscheinlichkeit entdeckt als 2.000), dem Material des Trägermaterials, auf dem die Spur gefunden wurde (die chemische Zusammensetzung einer Tischplatte bspw. hat eine Auswirkung darauf, wieviel DNA sie aufnimmt); die verstrichene Zeit (wir transferieren mit höherer Wahrscheinlichkeit die DNA einer Person, die wir gerade eben erst umarmt haben, als

diejenige einer Person, die wir Stunden zuvor umarmten – Fremd-DNA reibt sich über die Zeit ab). Und dann ist da noch der persönliche Abschuppungsfaktor: »Gute« Abschupper verbreiten ihre DNA geradezu verschwenderisch in ihrer Umgebung; »schlechte« Abschupper bewegen sich genetisch gesehen nahezu unsichtbar durch die Welt. Allgemein gilt, dass schuppige, schwitzige oder kranke Haut mehr DNA verbreitet als gesunde Haut. Nägelkauer, Nasenbohrer und Leute, die sich ständig ins Gesicht fassen, neigen zur Verbreitung von DNA genauso, wie solche, deren Hände nur an Sonn- und Feiertagen ein Stück Seife zu sehen bekommen. Abgesonderte DNA häuft sich über die Zeit an, aber kann mittels Seife ebenso einfach weggewaschen werden. Und manche Menschen sind ganz natürliche Super-Abschupper. Mariya Goray, eine forensische Forscherin in van Oorschots Labor, die auch an der erwähnten Saftkrug-Studie mitwirkte, hat unter ihren Kollegen einen außergewöhnlich großzügigen Abschupper entdeckt. »Er ist einfach fantastisch.« In ihrer Stimme schwingt Bewunderung mit. »Vielleicht werde ich eine Studie über ihn anfertigen. Die Studie nenne ich dann einfach nur: »James.« Goray hofft einen Test zu entwickeln, mittels dessen der Abschuppungsfaktor einer Person bestimmt werden kann. Ein solches Verfahren könnte helfen, die Wahrscheinlichkeit einzuschätzen, mit der die DNA einer beschuldigten Person möglicherweise völlig unschuldig transferiert wurde.

Ein Verfahren, das David Butler sicher weitergeholfen hätte. 2011 wurde in Großbritannien eine DNA-Spur, die sechs Jahre zuvor unter den Fingernägeln einer weiblichen Leiche gefunden worden war, erneut mit der DNA-Datenbank abgeglichen und ergab einen Treffer: David Butler, Taxifahrer. Butler schwor, der Frau

niemals begegnet zu sein. Sein Verteidiger verwies darauf, dass Butlers Hautzustand so schlecht sei, dass Kollegen ihn seit langem »Schuppe« riefen. Möglicherweise habe er den tatsächlichen Mörder am Tag der Tat in seinem Taxi transportiert. Dieser habe dann unwissend Butlers DNA auf das Mordopfer transferiert. Die Ermittlungsbehörden wollten dem keinen Glauben schenken, sehr wohl aber das Gericht. Nach acht Monaten Untersuchungshaft wurde Butler entlassen. Nach seiner Entlassung übte er scharfe Kritik am blinden DNA-Glauben der Polizei. »DNA ist so etwas wie die magische Kristallkugel für die Polizei«, erklärte er der BBC. »Die dachten: Das ist seine DNA, also ist er auch der Täter.«

Traditionelle polizeiliche Ermittlungsarbeit hätte die Polizei auch im Fall Kumra niemals auf Anderson gebracht. Erst der DNA-Treffer veranlasste sie, weitere Indizien für Andersons Tatbeteiligung zu suchen. »Das war gar nicht böswillig«, resümiert Kulick. »Das war die bekannte Confirmation Bias. Sie hatten eine DNA und dann suchten sie nach einer Story, die dazu passen könnte.« Wäre der Fall vor Gericht gelandet, hätte es wohl nicht anders ausgesehen. Forscher der University of Nevada, Yale, und des Claremont McKenna College führten 2008 eine Reihe von Untersuchungen durch mit dem Ergebnis, dass 95 Prozent der Geschworenen in Strafsachen DNA-Beweise für präzise halten und 94 Prozent als ausreichenden Beweis für die Schuld eines Angeklagten. Elf führende DNA-Wissenschaftler, die im Zusammenhang mit diesem Beitrag kontaktiert wurden, stimmten darüber ein, dass Gerichte DNA-Beweise hinterfragen sollten. Einig waren sie sich zugleich, wer die Gerichte durch die entsprechenden Fragen führen sollte: Forensische Analytiker.

Am Ende war es Lunsford, der es herausfand. Er blätterte noch einmal durch Andersons medizinische Akten, als er bei den Namen der Rettungssanitäter hängenblieb, die Lukis Anderson aus dem Supermarkt abtransportiert hatten. Irgendwo hatte er die Namen bereits gesehen. Er zog sich noch einmal die Akte Kumra und da war es: Drei Stunden, nachdem die Sanitäter Lukis Anderson auf eine Bahre hieften, um ihn zur Ausnüchterung zu fahren, wurden sie zur Kumra-Villa gerufen und untersuchten Raveesh auf Lebenszeichen.

Polizei, Verteidigung und Staatsanwaltschaft sind sich mittlerweile einig, dass die Rettungssanitäter Andersons DNA von San Jose nach Monte Sereno transferiert haben. Staatsanwalt Jeff Rosen glaubt, dass es über die Fingerclips des Pulsoximeters geschah; Kulick glaubt, es seien eher die Uniformen gewesen oder irgendein anderes Instrument. Ein Sprecher der Rural/Metro Corporation, bei der die Rettungssanitäter angestellt sind, betonte im lokalen Fernsehsender KPIX5 die hohen sanitären Standards des Unternehmens. Sanitäter seien verpflichtet, regelmäßig die Kleidung zu wechseln und Fahrzeuge sauber zu halten. Der stellvertretende Distriktstaatsanwalt Smith sprach von einem extremen Ausnahmefall. »Es ist eine kleine Welt«, sagte er dem San Francisco Chronicle. Die Verfahren gegen die anderen Beschuldigten wurden fortgeführt. Austins Schwester, Fritz, sagte in der Hauptverhandlung als Zeugin gegen ihn und Garcia aus. Sie bezeugte auch die Teilnahme eines dritten Mannes, Marcellous Drummer, dessen DNA sich ebenfalls am Tatort befunden hatte, aber erst Monate nach den ersten Treffern zugeordnet werden konnte. Während der Verhandlung sagte auch Harinder Kumra aus. Die Erinnerung an den Überfall verfolgte sie weiter. »Jeden Tag sehe ich dieses Gesicht (des Mannes, der sie schlug und fesselte). Bei jedem Geräusch, das ich nachts höre, denke ich, er ist wieder da.« Die Villa wurde verkauft. Für Kommentare zu diesem Artikel war die Familie Kumra nicht zu erreichen.

Auch die übrige DNA blieb nicht unangefochten. Garcias Verteidiger trug vor, dass auch dessen DNA, wie Andersons, lediglich an den Tatort transferiert worden sei. Austin sei in dem Crack-Haus aufgetaucht, in dem Garcia herum hing, um Garcias Cousin abzuholen. Dieser Cousin sei an der Tat beteiligt gewesen und habe sich auch einen Karton mit Latexhandschuhen von Garcia geliehen, was erkläre, wie dessen DNA an die Handschuhe komme. Auch Garcias Mobiltelefon habe sich der Cousin geliehen, was die Funkzellenortung in der Nähe der Kumra-Villa erklärte. Allerdings war der fragliche Cousin kurz nach der Tatnacht verstorben und konnte nicht mehr befragt werden. Die Geschworenen schenkten der Geschichte keinen Glauben und verurteilten Garcia zusammen mit Drummer und Austin wegen Mordes, räuberischen Überfalls und Freiheitsberaubung. »Ich sehe das so«, sagt Garcias Verteidiger Christopher Givens. »Die Leute hören DNA und sagen, ›Ah, klar doch, Du hast Dein Mobiltelefon verliehen...‹.« Die Jury hätte bei Anderson wahrscheinlich ganz ähnlich reagiert, wäre sein Alibi nicht entdeckt worden. »Das traurige ist«, meint Givens, »es würde mich auch nicht wundern, wenn Anderson sich in dem Fall darauf eingelassen hätte. Die hätten ihm bestimmt irgendeinen Deal angeboten und er wäre viel zu verängstigt gewesen, um ihn abzulehnen.«

Garcia wurde zu 37 Jahren Freiheitsstrafe verurteilt, Drummer und Austin jeweils zu lebenslangen Haft ohne Aussicht auf Bewährung, da ihnen auch eine Gangbeteiligung nachgewiesen wurde. Garcia und Austin haben Berufung eingelegt. Fritz erhielt eine Strafmaßmilderung als Gegenleistung für ihre Aussagen. 2017 wurde sie nach vier Jahren Haft entlassen. Lunsford hat für seine Arbeit im Fall Kumra viel Lob erhalten und wurde zum Sergeant befördert; sein Vorgesetzter, D'Antonio, ist jetzt Captain. Lunsford aber sagt, dass sich seine Sichtweise auf DNA-Beweise für immer verändert habe. »Wir geben uns die Hand und ich transferiere DNA zu Dir und Du zu mir. Das ist wohl einfach Biologie.« Nachfragen bei Strafverfolgern, Strafverteidigern und DNA-Forensikern bestätigen, dass Lukis Anderson wohl der bekannteste Fall ist, bei dem ein DNA-Transfer einen Unschuldigen zum Beschuldigten machte. Wie oft dies darüber hinaus geschieht, ist

unmöglich zu sagen, aber die Strafverfolgungsbehörden betonen, dass der Fall eine einsame Ausnahme darstelle. »Es gibt kein Beweisstück und keine Wissenschaft, die absolut sicher sind, aber die DNA-Analyse kommt dem von allen uns zur Verfügung stehenden Methoden am nächsten«, meint Bezirksstaatsanwalt Rosen. »Der Fall Anderson war äußerst ungewöhnlich. So etwas ist uns noch nie begegnet.«

Der Fall Anderson hat die Strafjustiz an einem kleinen, aber bedeutenden Punkt verändert, meint Kulick. »Wenn wir Strafverteidiger vor Gericht von der Möglichkeit eines DNA-Transfers gesprochen haben, wurden wir nur müde belächelt«, sagt sie. »Das galt als Hokus Pokus, reine Fiktion. Lukis' Fall aber zeigte, dass es durchaus real sein kann.« Der Preis für diese Demonstration hat Anderson mit einem halben Jahr seines Lebens bezahlt. Eines Mordes beschuldigt zu sein, war »erschütternd«, sagt Anderson. Es quält ihn, dass er selbst seine Unschuld bezweifelte. Nach seiner Entlassung kehrte Lukis Anderson auf die Straße zurück. Wie typisch für solche Fälle, erhielt er niemals irgendeine Form der Entschädigung. Er kämpft weiter mit seiner Alkoholsucht, hatte aber keinen größeren Ärger mehr seitdem. Er hat einen Antrag auf soziale Unterstützung gestellt, was ihm vielleicht helfen könnte, endlich ein sicheres Zuhause zu finden.

Anderson ist sicher, nicht der einzige Unschuldige zu sein, der aufgrund eines DNA-Transfers hinter Gittern landete. Dafür dass er frei kam, gibt er Gott die Verantwortung. Und zum Thema DNA-Beweis hat er seitdem einen guten Ratschlag: »Es gibt mehr, wonach man schauen muss, als nur nach der DNA. Man muss immer ein bisschen tiefer graben. Nochmal analysieren. Noch mal alles durchgehen.... bevor man einfach sagt, ›so ist es gewesen‹. Es könnte nämlich sein, dass es gar nicht so war.«